

Stalin als Soap

Richard Lourie scheitert an einer fiktiven Autobiographie

Von Ulrich M. Schmid

Zwar ist die Verbrechensrate in den USA wesentlich höher als auf dem alten Kontinent, dafür verfügen die Amerikaner aber viel eher als die Europäer über einen öffentlichen moralischen Konsens: Man meint genau zu wissen, wo die Grenze zwischen Gut und Böse verläuft. Diese hausbackene Moral verfügt in den USA über eine derart obsessive Präsenz, dass Abweichungen kaum richtig wahrgenommen werden. Deshalb versagen amerikanische Intellektuelle in der Regel, wenn sie Phänomene erklären sollen, die sich nicht in das aufklärerische Dispositiv moralischer Werte einordnen lassen. Ein fatales Beispiel solcher psychologischer Blindheit liefert Richard Lourie mit seiner fiktiven Autobiographie *Stalins* – einer Figur mithin, die mit Adolf Hitler und Saddam Hussein zu den meistgehassten *public enemies* in den USA gehört.

Louries grundlegender Fehler tritt schon im ersten Kapitel deutlich zutage. Hier spricht Stalin von seinen eigenen «Verbrechen» und spielt auf ein «unnennbares, letztes» Geheimnis an, das niemand erfahren dürfe. Dieser amerikanisierte Stalin bezeichnet sich also selber als Verbrecher – es entgeht Lourie, dass er damit seine eigene moralisierende Aussensicht auf Stalin projiziert und ihn damit indirekt das allgemeine Moralsystem anerkennen lässt. In seiner Naivität kann sich Lourie gar nicht vorstellen, dass es Stalin (wie übrigens auch Hitler oder Hussein) vermutlich nie in den Sinn gekommen wäre, sein eigenes Tun als falsch oder sogar verbrecherisch wahrzunehmen. Stalin war vielmehr davon überzeugt, dass er im Interesse Sowjetrusslands handle und zwar harte, aber gerechte Massnahmen treffe. Max Horkheimer hat für diese Geisteshaltung den Begriff der «instrumentellen Vernunft» geprägt, der die blinde Unterordnung aller Werte unter das höchste Ziel einer totalitären Staatsutopie meint.

Louries Inkonsistenz zieht sich durch das ganze Buch. Immer wieder vermengt er seine auktoriale Entlarvungsabsicht mit Stalins eigenem Bewusstsein. Und so spricht dieser Stalin denn von seinen Banküberfällen, von seiner schwachen Rolle bei der Oktoberrevolution, von den «faulen Kompromissen», die er in den zwanziger Jahren geschlossen habe. Eine fiktive Autobiographie

Stalins soll aber gerade nicht das leisten, was man in jeder Lebensbeschreibung nachlesen kann. Spannend wäre vielmehr gewesen, Stalins positive Eigenwahrnehmung zu rekonstruieren, seine Selbsterhöhung nachzuzeichnen, seine Antwort auf Kritik (die manchmal von ausländischen Besuchern geäussert wurde) zu dokumentieren. Louries Stalin bleibt indes ein trotziger dummer Junge, der zwar weiss, dass er Böses tut, es aber dennoch nicht lassen kann. Zu diesem Eindruck trägt nicht zuletzt die pubertierende Sprache bei, mit der Stalin hier ausgestattet wird: Während der reale Stalin krampfhaft um die Wahrung seiner staatsmännischen Würde besorgt war, nennt Louries Protagonist den letzten Zaren nicht anders als «Niki» und pflegt den Gassenjargon eines Gangsters aus einem Hollywood-B-Movie.

Louries Stalin-Darstellung ist auch in psychologischer Hinsicht durch und durch amerikanisiert. Für Lourie steht ausser Zweifel: Die Verbrechen des Stalinismus gehen auf das Konto eines einzelnen Mannes, und der gefährliche Charakter dieses Mannes ist auf eine traumatische Kindheit zurückzuführen. Deshalb dichtet er seinem Stalin, der von der liebenden Mutter und dem gewalttätigen Vater berichtet, kurzerhand einen handfesten Ödipus-Komplex an. Ausserdem erhebt Lourie eine Prügelei auf dem Schulhof zum paradigmatischen Schlüsselerlebnis, das später die Entfesselung des staatlichen Terrors durch den Diktator erklären soll.

Den Vogel schiesst der amerikanische Hobby-Psychologe schliesslich mit der Bemerkung ab, Stalin habe Freud gelesen und darauf dessen Bücher höchstpersönlich verboten. Für Lourie bleibt auch der erwachsene Stalin im Grunde jenes fehlentwickelte Kind, das nie gelernt hat, seine aggressiven Triebe zu zügeln. Problematisch an diesem eindimensionalen Erklärungsmodell ist vor allem die Tatsache, dass die stalinistischen Verbrechen keineswegs ausschliesslich durch den Wahnsinn eines einzelnen Diktators erklärt werden können. Die kriminelle Energie, die Ende der dreissiger Jahre zum Erschiessungstod von über einer Million loyaler Kommunisten geführt hat, wurde nämlich nicht auf einem georgischen Schulhof, sondern von der bolschewistischen

Machtdoktrin freigesetzt. Stalin war zwar die reinste Inkarnation jener verbrecherischen Hysterie, die in einen fieberhaften Teufelskreis von Denunziation, Folter und Standgericht mündete; die stalinistische Vernichtungsmaschine des Grossen Terrors konnte indes nur funktionieren, weil Stalins mörderische Disziplinierung des Parteiapparats von unzähligen Spitzeln, Ausführungsgehilfen und Henkersknechten unterstützt wurde. Dass Lourie für den kollektiven Aspekt des sowjetischen Staatsterrors blind bleibt, zeigt sich schon daran, dass Namen wie Woroschilow, Jeschow oder Berija in seiner Stalin-Autobiographie gar nicht auftauchen.

Im Grunde genommen ist die Idee, eine fiktive Stalin-Autobiographie zu schreiben, raffiniert. Gerade im Fall Stalins hätte sich hier die Chance eröffnet, literarische Erklärungen für verschiedene offene Fragen anzubieten, an denen es in der Geschichte des stalinistischen Russland wahrlich nicht mangelt. Allerdings baut Lourie sein Buch auf dem seichtesten und unwahrscheinlichsten Plot auf, der überhaupt denkbar ist: Stalin habe seinen Rivalen Trotzki im mexikanischen Exil umbringen lassen, weil dieser herausgefunden habe, dass Stalin an Lenins Tod schuld sei. Das Penible dieser Konstruktion liegt nicht einmal darin, dass Lenins Ableben zu den wenigen Todesfällen von russischen Revolutionsführern gehört, an denen Stalin mit Sicherheit keine Verantwortung trägt – Lourie borgt seine Giftmordthese von einem denkbar unzuverlässigen Infor-

manten, nämlich Stalins Erzfeind Trotzki selbst.

Bedenklicher ist, dass die komplexe Sowjetgeschichte zur billigen Politsoap verkommt: Skrupelloser Verbrecher mordet sich an die Macht und räumt Mitwisser beiseite. Auf eine solche Platitüde kann Lourie nur deshalb verfallen, weil er ganz offensichtlich die russische Kultur und Geschichte nur oberflächlich kennt: Er resümiert den Inhalt von Gorkis Roman «Die Mutter» falsch, kolportiert die bolschewistische Legende des Sturms auf das Winterpalais und unterstellt schliesslich, es sei Stalin gewesen, der Lenins Einbalsamierung angeordnet habe – dabei hätte es in Stalins Interesse gelegen, durch ein Begräbnis des unangefochtenen Revolutionsführers den symbolischen Platz an der Spitze des Parteiapparates für sich freizumachen. Neuste Forschungen (B. Ennker) zeigen in der Tat, dass die Konservierung des toten Lenin gerade nicht auf Stalins Initiative zurückgeht, sondern massgeblich vom Geheimdienstchef Dserschinski organisiert wurde. Mit seinen historischen Schnitzern katapultiert sich Lourie endgültig aus dem intellektuellen Diskurs über die stalinistische Vergangenheit, dem er weder psychologisch noch künstlerisch gewachsen ist.

Richard Lourie: Stalin. Die geheimen Aufzeichnungen des Jossif Wissarionowitsch Dschugaschwili. Roman. Aus dem Amerikanischen von Hans J. Becker. Luchterhand-Literaturverlag, München 1999. 350 S., Fr. 42.–.